

Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 15 (1958)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Oscar Landau: Mykenisch-griechische Personennamen. Studia Graeca et Latina Gothoburgensia VII. Diss. Göteborg. Uppsala 1958. 305 S.

Schon die Tatsache, daß in den erhaltenen mykenischen Texten Personennamen einen sehr großen Teil einnehmen, sichern dieser Arbeit von O. Landau, einem Schüler von A. Furumark und G. Björck †, einen wichtigen Platz auf dem Gebiet der mykenischen Forschung. Darüber hinaus darf sie das Interesse anderer Gräzisten beanspruchen. Rund die Hälfte dieses Buches bildet ein Verzeichnis aller sicheren und mehr oder weniger wahrscheinlichen mykenischen Personennamen (inkl. Götternamen) – der Verfasser kommt auf deren 1790 – mit Umschrift (und damit Deutung) ins griechische Alphabet, Angabe der Belegstellen und der wissenschaftlichen Literatur. Diesem Hauptteil folgen morphologische und semasiologische Untersuchungen nebst verschiedenen Exkursen, zusammenfassenden Tabellen und ausführlichen Indices. So wertvoll besonders der erste Teil mit dem Verzeichnis der Namen ist, so muß man meines Erachtens gerade im Hinblick auf die wünschenswerte Verbreitung dieses Buches doch die Außenstehenden auf gewisse Schwächen aufmerksam machen. Vor allem ist erstens die Entscheidung, ob ein bestimmtes Wort Personename ist oder nicht, nicht immer sicher zu fällen. So bietet der Verfasser z. B. unter Götternamen S. 259f. einige, die wahrscheinlich nicht hierher gehören, z. B. *da-ma-te* (angeblich *Δαμάτης*, ziemlich sicher Appellativ, vielleicht «Haushalte» plur.) oder *di-u-jo* (angeblich Göttername *Διούς*, höchst wahrscheinlich Ortsbezeichnung: «Zeusheiligtum»). Zweitens ist die etymologische Deutung der Personennamen in Wirklichkeit viel unsicherer, als es in diesem Buch den Anschein erweckt. Auffallend ist, daß die typisch griechischen (und indogermanischen) zweigliedrigen Vollnamen zwar vorkommen (z. B. *Pe-ri-me-de Περιμήδης*), aber im Verhältnis zur Gesamtzahl der Namen bedeutend schwächer vertreten sind als etwa bei Homer. Die einfachste Erklärung dafür ist meines Erachtens, daß sich unter den mykenischen Personennamen noch sehr viel vorgriechische finden. Dabei sind solche in Knossos (15. Jhd.) häufiger als in Pylos (um 1200) und in Pylos selbst bei den sozial tieferen Schichten (z. B. Handwerkern) zahlreicher als bei den höherstehenden.

Ernst Risch

Études mycéniennes. Actes du colloque international sur les textes mycéniens (Gif-sur-Yvette, 3–7 avril 1956), publiés par les soins de Michel Lejeune. Colloques internationaux du Centre National de la Recherche Scientifique, Paris 1956. 280 S.

Unter diesem Titel werden die Arbeiten des 1. Colloque international sur les textes mycéniens veröffentlicht, welches im Frühling 1956 in höchst sympathischer Weise vom französischen Centre National de la Recherche Scientifique veranstaltet und von M. Lejeune geleitet wurde und zu dem rund zwei Dutzend französischer und ausländischer Forscher eingeladen waren. Von der Schweiz nahmen daran H. Mühlstein und E. Risch teil. Wie nicht anders zu erwarten, bildete der Entzifferer selbst, M. Ventris, mit seinem liebenswürdigen Charme den selbstverständlichen Mittelpunkt dieser Tagung – leider zum letzten Mal. Die Publikation enthält 16 Aufsätze («communications»), welche zum großen Teil den Teilnehmern schon vor Beginn des Kolloquiums zur Verfügung gestellt werden konnten, die an der Tagung selbst gehaltenen 7 «rapports» mit den daran anschließenden Diskussionen und endlich verschiedene Resolutionen. Behandelt wurde außer mehr praktischen Fragen, wie z. B. der Transkription, der Bibliographie oder der Herausgabe eines Corpus, die Stellung des mykenischen Dialektes, die Interpretation bestimmter Textgruppen und endlich auch die Deutung der Linearschrift A und des Kypro-Minoischen. Ihrem ganzen Wesen nach kann der Inhalt dieser Etudes also als mehr oder weniger repräsentativ für den damaligen Stand der mykenischen Forschung betrachtet werden. Was ihm aber den besondern Reiz verleiht, ist, daß auch die Unmittelbarkeit der Diskussion einigermaßen festgehalten ist.

E. Risch

Marie Delcourt: Héphaïstos ou la légende du magicien. Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège, Fasc. CXLVI. Les Belles Lettres, Paris 1957.

Als Magier bezeichnet die Verfasserin Héphaïstos wegen der Kunst des Bindens und Lösen, die er nach allbekannten Erzählungen an Hera sowie an Ares und Aphrodite übt.

Hier wie in zahlreichen ähnlichen Geschichten, die alle eingehend behandelt werden, sieht die Verfasserin Spiegelungen magischer Fesselungen, die in Kult und Zauberpraxis der Antike weit verbreitet waren. Daß Hephaistos eine ursprüngliche Beziehung zur Welt der Magie seinem Patronat über die Kunst der Metallbearbeitung verdanke, wird man gerne zugeben, macht doch der Sprachgebrauch der griechischen Frühzeit allgemein keinen Unterschied zwischen Zauber und Handwerk. Freilich sähe man gerne in die gelehrten Ausführungen des Buches auch die vielen Arten sehr handfester Fesselung, welche die Antike kennt, sowie das freie Spiel der dichterischen Phantasie ernsthafter einbezogen; vor allem aber wird es schwer, der Verfasserin zu folgen, wenn sie Hephästs Sturz vom Olymp, seine damit erklärte Gelähmtheit und den Aufenthalt bei Thetis aus den Initiationsriten von Magiern zu deuten versucht.

F. Wehrli

Franz Willemsen: Dreifußkessel von Olympia. Olympische Forschungen, herausgegeben von Emil Kunze, 3 b. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1957. 193 S. 95 Taf.

Der Dreifuß, das bei Homer hochgefeierte kostbarste Weihgeschenk der geometrischen Epoche, ist unter den Funden von Olympia besonders reich vertreten. Im 7. Jahrhundert treten an die Stelle der Dreifüße die Kessel mit Protomen von Greifen, «Sirenen», Löwen usw. Der Verfasser veröffentlicht die olympischen Funde mit großer Sorgfalt. Er scheidet eine reliefverzierte und eine gehämmerte Gattung und lokalisiert jene überzeugend in Argos, diese in Korinth. Jene sind reicher gegliedert, mit Reliefs auf den Beinwänden und krönendem Oberteil; diese mit ihren gehämmerten Beinfronten sind weniger unterteilt und bewahren so die große Linie mit ernsten strengen Ornamenten, den Tangentenkreisen und den weitwinkligen Zickzackbändern. Wie hier die Keramik zur Scheidung der Gattungen herangezogen wird, so hilft sie auch zur Zeitbestimmung. Die Kessel mit Stabbeinen und Strickhenkeln sind (wie Taf. 7) protogeometrisch, die Kerben- und Wulsthenkel (Taf. 28–30. 32), die Vier- und Sechskantbeine (Taf. 14. 15) früh- und strenggeometrisch; «mit der zuerst gesteigerten ... und schließlich der zunehmend verfeinerten und rhythmisierten massiven Form: die bewegtesten, lebendigsten Kessel von allen». Die Wendung zum reifgeometrischen Vasenstil geht mit der vom massiven zum dünnwandigen Gerät zusammen (Taf. 44 ff.), mit seiner mehr malerischen Haltung und der Wendung zum Bildmäßigen.

Noch nicht völlig gesichert ist Orts- und Zeitbestimmung der mit Graten geschmückten Kessel, zu denen das bedeutendste der Reliefbilder, der Dreifußkampf gehört (Taf. 63). Auch hier sind Verbindungen mit Argos deutlich. Willemsen und Ohly¹ datieren diesen Dreifuß ins frühere, Kunze ins spätere 8. Jahrhundert². Für diese Datierung spricht der Abstand von dem schönen Reiterbild³.

K. Schefold

Études d'Archéologie Classique 1 (1955/6). Annales de l'Est, publiées par la Faculté des Lettres de l'Université de Nancy, Mémoire Nr. 19. De Boccard, Paris 1958.

Der Band bringt Forschungsberichte, die bei einem archäologischen Kolloquium in Nancy im Oktober 1955 und 1956 verlesen worden sind. P. Amandry behandelt unter dem Thema Grèce et Orient zunächst die Bronzekessel- und Dreifüße. Diese sind das Weihgeschenk der geometrischen Zeit (vgl. oben, zu Willemsens Buch); in der Klassik erscheinen sie nur noch in Bildern des Dreifußstreites, in den Weihgeschenken Gelons, Hierons und der Sieger von Plataiai in Delphi und als Akrotere, etwa auf dem Zeustempel von Olympia. Jene, die Protomenkessel, werden etwa seit 700 nach orientalischen Vorbildern geschaffen. Es wird nun zur Zeit sehr diskutiert, welche Elemente dieser Kessel orientalischer Import, welche griechische Neuschöpfung sind. Die «Sirenen» sind nach ihrem Stil leicht in orientalische Vorbilder und griechische Umbildungen zu scheiden. Die Protomen von Greifen, Löwen, Stieren und Widdern kennen wir nur aus Griechenland und Etrurien. Amandry möchte orientalische Vorbilder der Protomen postulieren und hält sogar die gehämmerten Greifenprotomen aus Griechenland zum Teil für orientalischen Import, wie er inzwischen (Syria 35 [1958] 73 ff.) unter Verweis auf einen prachtvollen goldenen Greifen des Schatzes von Ziwiye ausgeführt hat. Auch die älteren unter den kretischen Bronzeschilden hält er für orientalisch.

Es muß aber gegen Amandry daran festgehalten werden, daß die gehämmerten Greifenprotomen und die Bronzeschilder von griechischer Hand in einer Weise umgestaltet sind, die orientalischen Zeitgenossen barbarisch, wild, ungefüge vorkommen mußte; es fehlt ihnen

¹ D. Ohly, *Griech. Goldbleche* (Berlin 1953) 117f.

² E. Kunze, *Neue Meisterwerke griechischer Kunst aus Olympia* (München 1948) Abb. 4f. (Erstveröffentlichung).

³ Willemsen Taf. 46. Kunze a. O. Abb. 3.

die Präzision und Proportion der vorderasiatischen Vorbilder; dafür haben sie die ungestüme Kraft der beginnenden monumentalen griechischen Kunst. Dies gesehen zu haben, war E. Kunzes erste große Entdeckung¹; entsprechend haben D. Ohly die geometrischen Goldbänder², U. Jantzen die Greifenkessel richtig zu sehen gelehrt, und Jantzen hat G. M. A. Hanfmanns Zustimmung gefunden³. – In einem zweiten Teil berichtet Amandry über griechisch-achämenidische Goldschmiedekunst und Toreutik; das Thema, das er in der Zeitschrift *Antike Kunst* 1 (1958) und 1 (1959) eingehender behandelt.

J. Bayet berichtet über die bedeutenden französischen Ausgrabungen in Megara Hyblaia und Bolsena; J. Bérard zieht die Folgerungen, die sich aus den mykenischen Funden in Großgriechenland für die Sagenüberlieferung ergeben⁴; F. Chamoux bringt interessantes Material zum Verständnis des Triumphbogens von St.-Rémy (Glanum); P. M. Duval behandelt die Amphitheater, besonders im römischen Gallien, mit Ergebnissen, die für Augst wichtig sind; J. J. Hatt zeigt, welche bedeutenden Ergebnisse sorgfältige Schichtengrabungen in Straßburg für die Geschichte der römischen Stadt ergeben haben, und fordert solche Grabungen auch für unsere Städte Galliens; L. Lacroix behandelt die Wappen der griechischen Städte in einem für die Geschichte des griechischen Denkens in Symbolen höchst wichtigen Aufsatz, der die numismatische, monumentale und archäologische Überlieferung gleichmäßig berücksichtigt.

Zum Vortrag R. Martins über die Geschichte der Volutenkapitelle kann hier nur bemerkt werden, daß es völlig unmöglich ist, den in Larisa gefundenen Blattkranz mit dem Volutenkapitell so zu verbinden, wie sie jetzt im Museum von Istanbul zusammengefügt sind, denn der Volutenteil ist um 600, der Blattkranz um 530 zu datieren. – J. Tréheux rekonstruiert die innere Einrichtung der Chalkothek auf der Akropolis von Athen nach der durch den Fund von 1937 vervollständigten Bauinschrift. – Edouard Will beschließt den Band mit einem Bericht über die Bedeutung der Archäologie für die Wirtschaftsgeschichte.

K. Schefold

Adolf Greifenhagen: Griechische Eroten. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1957. 90 S., 54 Abb.

Fünfzehn Jahre lang war Greifenhagens wissenschaftliche Arbeit durch Krieg und russische Gefangenschaft unterbrochen. Schon bald nach der Heimkehr legt er dies schöne Buch vor und zeigt, wie er in «scheinbar hoffnungsloser Abgeschiedenheit» mit der Welt verbunden geblieben ist, für die wir leben. Klug gewählte Beispiele archaischer und hochklassischer Bilder des Eros werden sorgsam interpretiert und schön abgebildet; auch die Schriftquellen in Text und Übersetzung gegeben. Nützlich ist die Zusammenstellung der Literatur unter «Bemerkungen und Hinweise» und der Nachweis der für Eros bezeugten Attribute S. 69f.⁵

Der Anfang des hochklassischen Jahrhunderts beginnt innere Vorgänge sichtbar zu machen und ist deshalb so reich an neuen Themen, zu denen auch die nun so mannigfaltigen Erosbilder gehören (vgl. Gymnasium 1954, 286f.). In der archaischen Zeit ist Eros gesichert nur als Bruder des Himeros auf den Armen Aphrodites (Greifenhagen Abb. 29). Bei andern erosgleichen Gestalten ist die Deutung fraglich. Greifenhagen sichert sie für die schöne Schale aus dem Besitz von Ludwig Curtius in Kopenhagen mit den brettspielenden Eroten (Abb. 35–37), während er (S. 76) den zwischen zwei laufenden Jünglingen rennenden Flügelknaben auf einer um 540 gemalten schwarzfigurigen Lekythos in Basel eher mit Deimos und Phobos vergleichen möchte, die er auf einer Schale in Tarquinia nachgewiesen hat. Nun gibt es aber in Biel in Privatbesitz eine ähnliche Lekythos mit einem Hahn auf der Schulter, über dem Flügelknaben; so wie auf einem schwarzfigurigen Teller von der Akropolis (Arch. Anz. 1940, 127) unter dem Flügelknaben ein Hase rennt. Semni Karusos hat ihn Eros genannt; der symposiastische Zusammenhang dieser Bildgruppe spricht doch für die Erosdeutung⁶. Auffallend häufig sind Eroten auf den fürs Grab bestimmten rotfigurigen Lekythen⁷, weil man die in ein anderes Dasein Entrückten gern mit so hohen Lebensbildern umgibt.

K. Schefold

¹ Vgl. mein *Orient, Hellas und Rom* 103.

² D. Ohly, *Griech. Goldbleche* (1953).

³ U. Jantzen, *Griech. Greifenkessel* (1955), Rezension von Hanfmann, *Gnomon* 1957, 241ff.

⁴ Vgl. F. Villard, REG 1957, 524.

⁵ Die unveröffentlichte Dissertation von W. Strobel, *Eros* (Erlangen 1952) und die Bemerkungen von G. Richter, AJA 1957, 268 sind jetzt hinzuzufügen.

⁶ Die Boreaden auf dem Lydosteller Beazley, ABV 112, 54, an den mich Greifenhagen erinnert, sind doch schon als Paar anders charakterisiert. Dagegen gehört der Teller Berlin F 2101 zu unserer Gruppe (Neugebauer, *Vasen* S. 76).

⁷ Abb. 1ff. würde ich 490 datieren; darüber demnächst in der Rezension von F. Brommer, *Antike Kleinkunst*, im «Gymnasium».

Antonio Blanco: Museo del Prado. Catalogo de la Escultura. Madrid 1957. 185 S. 84 Taf.

Die bedeutende Sammlung antiker Plastik im Prado wird von ihrem Konservator mit sorgfältigen Beschreibungen und schönen Tafeln nach Aufnahmen H. Wagners (Heidelberg) veröffentlicht. Mit sicherem Urteil wird zur bisherigen Forschung Stellung genommen; manches bisher zu wenig Beachtete ins richtige Licht gerückt, so die Nachbildungen der Kentaurenkämpfe auf den Sohlen von Pheidias' Athene Parthenos (Taf. 68f.), die Langlotz und ich unabhängig voneinander erkannt haben¹. Dagegen werden die Pferdeprotome 438 und der Kuros 437 (Taf. 80. 84) ganz klein abgebildet, weil ihre Echtheit angezweifelt wird; wenn sie sich erweisen ließe, würden diese Werke zu den wertvollsten der Sammlung gehören². Den großartigen Iuppiter 5 (Taf. 1) halte ich für eine römische Variante des Zeus Brontaios des Leochares³. Der Bacchus mit dem schwärmend nach oben gerichteten Blick wird richtig als römisches Pasticcio aufgefaßt; der Kopf ist eine freie Wiederholung des Basler Dionysos⁴. Zum ersten Mal wird der herrliche, vielfach als Bildnis verkannte Bronzekopf Taf. 46f. richtig als der eines Heros gedeutet und überzeugend in den frühen Hellenismus datiert. Das Bildnis des Xenophon (100 Taf. 50) geht meines Erachtens auf eine noch vor 350 in Athen errichtete Ehrenstatue zurück.

K. Schefold

Gisela M. A. Richter: Catalogue of Engraved Gems, Greek, Etruscan and Roman. Metropolitan Museum of Art. New York. Published for the Museum by «L'Erma» di Bretschneider, Roma 1956. 142 S. 75 Taf.

Die Sammlung von Gemmen und Kameen im Metropolitan Museum kann sich mit den besten messen, denen in London, Leningrad, Paris, Berlin und Boston. G. Richter hatte 1920 zum erstenmal einen Katalog dieser Sammlung veröffentlicht; inzwischen ist der Bestand von etwa 400 auf etwa 650 antike Gemmen gewachsen und, was noch wichtiger ist, der Zuwachs umfaßt besonders klassische und vorklassische Werke. In der Geschichte der geschnittenen Steine spiegelt sich, wie G. Richter mit Recht sagt, die ganze antike Kunstgeschichte. Um so wertvoller ist es, daß wir hier mehr als einen Katalog, ein wahres Handbuch der antiken Gemmen und Kameen erhalten, eine moderne Ergänzung zu Furtwänglers unvergänglichen «Antiken Gemmen». Die Einleitung handelt vom Gebrauch der geschnittenen Steine, von der Bedeutung ihrer Bilder, von der Technik, dem Sammeln und den Künstlern, um schließlich Hinweise für das Erkennen von Fälschungen zu geben. Das Inhaltsverzeichnis des Katalogs veranschaulicht, wie gleichmäßig die Perioden und Arten vertreten sind; die Angaben des Katalogs sind so genau, die Literaturübersicht ist so vollständig, wie man es von der Verfasserin gewohnt ist. Es ist erfreulich, daß die Abbildungen vergrößert sind; leider sind die Lichtdrucke zum Teil unscharf.

In seiner interessanten Rezension⁵ des Buches *AJA* 1957, 202ff. erinnert C. Vermeule daran, daß die angelehnte Venus Nr. 300–302 auf das Kultbild der Venus Victrix in ihrem Tempel über dem Theater des Pompeius zurückgeführt worden ist. Das hat für uns ein besonderes Interesse seit dem Fund einer Venusstatue in Kaiseraugst, die demselben Typus angehört und bald in der Ur-Schweiz veröffentlicht werden wird. Die Venus Victrix selbst geht über ein hellenistisches Zwischenglied auf die angelehnte Aphrodite des Alkamenes zurück (Festschrift R. Boehringer 544, 8). – Die bedeutende, nach den zahlreichen Wiederholungen berühmte Gemme 469 aus der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. stellt einen epischen Dichter dar, nach der Gebärde des Sich-Erinnerns, die bei Homer, Arat, Vergil bezeugt ist, und nach der Form der Büste einen Ahnen, am ehesten also den damals so hoch gefeierten Ennius⁶.

K. Schefold

Mission Archéologique Française en Tunisie. Karthago. Revue trimestrielle d'Archéologie Africaine 6, 1955. Librairie C. Klinsieck, Paris.

1955 wurde die tunesische AltertümERVERWALTUNG selbständig und daneben ein französisches Institut gegründet, das einem Fachausschuß in Paris untersteht. Dieses Institut gibt jetzt die Zeitschrift *Karthago* heraus. Auf dem Umschlag ist ein weiblicher Kalksteinkopf abgebildet, die erste archaische punische Steinplastik, die wir kennen. A. Lezine behandelt

¹ Langlotz, *Phidiasprobleme* 44. Schefold, *Atlantis* 1948, 104, wo die eigenartige ikonographische Stellung besprochen wird.

² Das Vorbild des Pferdes scheint das Reitpferd der Akropolis gewesen zu sein; vgl. Langlotz-Schuchhardt, *Arch. Plastik* Taf. 56. 54.

³ Röm. Mitt. 1942, 254ff.

⁴ Österr. Jahresh. 39 (1952) 97, 14.

⁵ Vgl. auch F. Chamoux' Rezension *REG* 1957, 508.

⁶ Sicher nicht Caesar, dessen Ikonographie A. Alföldi jetzt auf einen sichereren Grund gestellt hat; vgl. die Zeitschrift *Antike Kunst* 2 (1959) Heft 1.

die toskanischen Kapitelle aus Tunesien, Ch. Poinssot Statuen aus dem Saturntempel von Thugga; neben Statuen des Gottes selbst hervorragende spätantike Bildnisse; N. Duval drei christliche Inschriften aus Sbeitla und Chr. Courtois ein Baptisterium mit prächtigem Mosaikboden von Kelibia.

K. Schefold

Robert Böhme. *Bühnenbearbeitung äschyleischer Tragödien.* Verlag Benno Schwabe, Basel 1956. 138 S.

Durch Neuaufführungen veranlaßte Eingriffe in den Text griechischer Tragödien sind wohlbekannt und verständlich; was hier behauptet wird, ist eine modernisierende Überarbeitung der Orestie, welche nicht mehr erlauben soll, ihre ursprüngliche Form wiederherzustellen. Der Verfasser nimmt an Merkmalen des Erhaltenen Anstoß, die er als «Biotik und Rhetorik, gängige Phrasen, Vulgarität, Sophismen und falschen Bombast» eines Epi-gonen des späten 5. Jahrhunderts v. Chr. beurteilt (p. 123); sein echter Aischylos «feiert die Mächte und die Besessenheiten, Dränge und Triebe der in ihnen am Puls der Allkräfte Teilhabenden, Ehrfurcht und Dienst heischende dämonische Wesenheiten» (p. 100).

Viel treuer als in der Orestie sieht der Verfasser das Alte in den Hiketiden bewahrt; da dadurch ein Vergleich der beiden Werke für ihn hinfällig wird, ist er auch der Schwierigkeiten enthoben, welche die uns neuerdings aufgenötigte (Ox. Pap. 2256, dazu Lesky, Hermes 82, 1ff.) Spätdatierung der Hiketiden bereitet. Dieser Vorteil beweist aber noch nicht die Richtigkeit seiner These. In welchem Maße die auf Athetese gerichteten Interpretationen durch ein vorgegebenes, höchst zeitbedingtes Aischylosbild bestimmt werden, müßte im einzelnen nachgewiesen werden.

F. Wehrli

Victor Ehrenberg: *Sophokles und Perikles.* Verlag C. H. Beck, München 1956. 218 S.

Wie weit sich in der Thematik einzelner Tragödien des Sophokles das perikleische Athen spiegelt, darf besonders angesichts der hohen Ämter, die der Dichter bekleidet hat, wohl gefragt werden; im einzelnen wird der Nachweis solcher Anspielungen aber nur dort glaubhaft, wo die Erklärung aus dem dichterischen Zusammenhang versagt. Überzeugend schildert E. Sophokles und Perikles als zwei gegensätzliche Repräsentanten ihrer Zeit, jenen als gläubigen Verkünder eines göttlichen Weltgesetzes, diesen als auf die eigene Vernunft vertrauenden selbstherrlichen Staatsmann. Daß dagegen einzelne hybrishafte Züge des Oidipus im OT sowie Kreons in der Antigone an Perikles erinnern sollen, vermag ich wegen ihres typischen Charakters nicht zu glauben. Von den zeitgenössischen Anspielungen sprachlicher Art, die E. bei Sophokles findet, sei Kreons Bezeichnung als Strategos erwähnt; statt des athenischen Amtes, auf welchem Perikles seine Macht aufbaute, drängt sich hier meines Erachtens als Erklärung der dichterische Wortgebrauch von *στρατηγός* seit Archilochos fr. 60, 1 D auf. Ähnlichen Bedenken mögen auch andere Beweisführungen des Verfassers ausgesetzt sein, aber unabhängig davon bleibt als Verdienst seines gelehrten und inhaltsreichen Buches, den spannungsreichen Charakter des klassischen Athen herausgearbeitet zu haben.

F. Wehrli

Hans Strohm: *Euripides, Interpretationen zur dramatischen Form.* Zetemata Heft 15. Verlag C. H. Beck, München 1957. 184 S.

Daß die griechische Tragödie vor allem Handlung, nicht Charaktere vorfüre, hat schon Aristoteles festgestellt, und so wendet sich ihre Interpretation seit der Überwindung einer einseitig psychologischen Ausdeutung mit Recht energisch den Fragen der dramatischen Form zu. Als zentrales Ergebnis von Strohms Untersuchungen ist festzuhalten, daß das euripideische Drama trotz zunehmendem Handlungssreichtum arm an Taten aus freiem Entschluß bleibe. Das Geschehen werde, so lesen wir, meistens durch die Vorgeschichte bestimmt, oder es ergebe sich zwangsläufig aus der Situation, welche durch kunstreiches Arrangement des Dramaturgen auf der Bühne selbst zustande komme. Intrigue, Anagnorismos und andere Elemente, die Euripides aus älterem Bühnenspiel übernimmt, werden dabei von ihm mit zunehmender Virtuosität gehandhabt. Daß sich der Held so häufig in seiner Lage befangen, ahnungslos oder im allgemeinen Sinne erleidend zeigt, führt ins Zentrum euripideischer Lebenswertung, welche anderseits aber auch eine innere Überwindung des Schicksals als Daseinserfüllung kennt.

F. Wehrli

Roland Crahay: *La littérature oraculaire chez Hérodote.* Bibliothèque de la Faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège. Les Belles Lettres, Paris 1956. 368 S.

Das Thema dieses Buches ist umfassender, als der Titel verrät; es handelt sich um die Herkunft der von den Historikern überhaupt überlieferten Orakel und damit die politische Aktivität der großen Heiligtümer, vor allem Delphis. Zu einer ersten Entscheidung führt

der Vergleich zwischen diesen Orakeln und den inschriftlich belegten, die sich im Gegensatz zu ihnen wesentlich auf kultische Anweisungen beschränken und in ihrer nüchternen, klaren Sprache keinerlei literarische Ansprüche erheben. Was die Historiker vermitteln, kann also mindestens in der erhaltenen Form nicht sakralen Ursprungs sein, und daß es sehr verschiedenartige Elemente umfaßt, zeigt der Verfasser an Hand Herodots durch eingehende Interpretationen. Einen großen Teil machen bei jenem die in mythologischem oder doch novellistischem Zusammenhang stehenden Orakel aus, die folglich ihre Entstehung rein erzählerischen Bedürfnissen verdanken. Von diesen sind solche zu unterscheiden, welche im Rahmen geschichtlicher Interpretation der Verherrlichung oder doch Rechtfertigung bestimmter Unternehmungen dienen; sie finden sich besonders zahlreich in Herodots Bericht über die Perserkriege. Wieder andere scheinen nicht in der Rückschau, sondern als Propagandamittel im politischen Kampfe entstanden zu sein, sei es durch eigentliche Fälschung oder mittels tatsächlicher Gewinnung einer Priesterschaft. Der Verfasser legt aber Gewicht darauf, daß sich weder für Delphi noch ein anderes Heiligtum irgendwo eigentliche politische Initiative ablesen lasse und daß darum auch von einer zentralen priesterlichen Leitung der archaischen Kolonisation keine Rede sein könne.

F. Wehrli

Hans M. Wolff: Plato, der Kampf ums Sein. Francke Verlag, Bern 1957. 312 S.

Der Verfasser, von Hause aus Germanist, ist bereits mit Arbeiten über Goethe, Nietzsche und Thomas Mann hervorgetreten. Das erklärt die oft überraschende Schweise, mit der das vorliegende Buch geschrieben ist. Wolff versucht, durch Verbindung philosophischer und psychologischer Forschungsweise das Werk Platons zu erfassen, wobei die einzelnen Dialoge einerseits eine gedanklich scharfe Interpretation erfahren, gleichzeitig aber als Dokumente einer kontinuierlichen seelischen Entwicklung begriffen werden. Vor allem ist es das «Sokrates-Erlebnis», das den Rhythmus dieser «großen Konfession» bestimmt. Eine Periode heiteren Spiels – vor Sokrates' Tod – wird abgelöst durch mystische Weltflucht in die Metaphysik, als deren Kernstück die Ideen entdeckt werden. Die zunehmende Wiederversöhnung mit der Welt führt im Alter in die Haltung einer erkenntnistheoretischen und ethischen Skepsis im Sinne des Protagoras. Sie wird aber aus erzieherischen Gründen weitgehend verhüllt, so daß die Schüler Platons die Preisgabe der Ideenlehre kaum zu ahnen vermögen.

Diese mit inneren Mitteln arbeitende Deutung macht auch vor der Zurechtrückung äußerer Daten nicht Halt: Abfassung der Apologie noch vor der historischen Verteidigungsrede des Sokrates, Unechtheitserklärung aller Briefe (auch des siebten!) usw. Solche gewagten Aufstellungen lassen eine Auseinandersetzung mit der Fachliteratur vermissen, auf die Wolff aber grundsätzlich verzichtet, obwohl seine Deutung in vielem an bereits Gesagtes anklingt (Ernst Howald, Paul Friedländer u. a.). Hier liegt das Unbefriedigende des Buches, das mehr dazu angetan ist anzuregen, als verbindliche Erkenntnisse zu vermitteln.

Ernst Gegenschatz

Hermann Gauss: Handkommentar zu den Dialogen Platons. Zweiter Teil, zweite Hälfte: Die Dialoge der literarischen Meisterschaft Phädo, Symposium, Staat und Phädrus. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern 1958. 272 S.

Getreu der im Einleitungsband dieses Werkes eröffneten Absicht, Platon vom Gesichtspunkt heutigen Denkens aus zu interpretieren (cf. Mus. Helv. 11, 249), ist die Behandlung der einzelnen Dialoge nicht in schulmäßigem Sinne historisch ausgerichtet. Wie die Vergleiche sich jeweils bieten, wird Platon vielmehr neben die Großen aller Zeiten gestellt, von Plotin über Thomas von Aquin, Hobbes und viele andere bis Goethe. Der Philologe nimmt unter der geistvollen Führung des Verfassers gerne einmal Abstand von der ihm vertrauten Topik, ohne deswegen an ihr irre zu werden, er wird dabei aber auch nicht bloß auf Heterodoxien stoßen. So darf sich der Verfasser bei der philosophischen Würdigung des Künstlerischen, dessen Bedeutung er ja schon im Titel zum Ausdruck bringt, sowie im Verzicht auf endgültig definierte Lehrsätze mit vielen seiner Vorgänger einig wissen. Anderseits wird sich der Leser immer wieder an seiner Unbefangenheit freuen, wie etwa beim Vergleich des Staates mit den anderen Dialogen der Reifezeit und der befremdeten Frage, wie Platon hier sein liebevolles Verständnis für alles Lebendige und damit sein ganzes Künstlertum einer starren pädagogischen Staatsraison habe opfern können.

F. Wehrli

E. J. Dijksterhuis: Archimedes. Ejnar Munksgaard, Kopenhagen 1956. 422 S.

Das vorliegende Werk ist eine englische Übersetzung des zuerst in holländischer Sprache erschienenen Buches «Archimedes, I» des Verfassers, ergänzt durch einige seither erschienene Zeitschriftenarbeiten. Es ist wohl angebracht zu bemerken, wodurch sich das Werk von den «Works of Archimedes» von Sir Thomas Heath und den «Œuvres complètes d'Archimedes» unterscheidet.

mède» von P. ver Eecke unterscheidet: Will man nämlich ein Werk über griechische Mathematik – gleich welcher Epoche – schreiben, so sieht man sich immer in demselben Dilemma: der griechische Formalismus ist uns so fremd, daß eine Lektüre eines in dieser Art geschriebenen Werkes nur mühsam und schwerfällig sein kann; anderseits aber geht bei einer Übertragung in die moderne Schreibweise oft der besondere Reiz der ursprünglichen Darstellung verloren, und hat man kaum mehr Einblick in die eigentümliche Arbeitsweise der Griechen. Während nun ver Eecke eine genaue Übersetzung aus dem Griechischen, Sir Thomas Heath eine Übertragung in die moderne Schreibweise geben, versucht der Verfasser einen eigenen Weg, der uns wohl gelungen scheint: er entwickelt einen besonderen Formalismus (ch. III, o. 1 bis o. 6), der die Vorzüge der Einfachheit und der Klarheit im selben Maße besitzt, als er erlaubt, die Eigenart griechischer Beweisführungen deutlich werden zu lassen. Zugleich aber gestattet er eine mühelose Übertragung in die moderne Schreibweise und wird so allen Ansprüchen in hohem Maße gerecht. Dieser Formalismus wird mit Erfolg, will uns scheinen, auf die erhaltenen Werke des Archimedes angewandt.

Offenbar wendet sich das Werk nicht allein an Mathematiker und Historiker, sondern an alle, die über eine gewisse Allgemeinbildung in Mathematik verfügen, denen es auch allen zu empfehlen ist.

H. Fischer

Polybios-Lexikon. Im Auftrage der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bearbeitet von Arno Mauersberger. Bd. I Lieferung 1 (α-γ). Akademie-Verlag, Berlin 1956.

Auf eine halbhundertjährige Zeit der Planung und Herstellung blickt, wie wir im Vorwort lesen, dieses Polybios-Lexikon zurück, und auch Mauersberger, der verdiente eigentliche Schöpfer und Herausgeber, hat seinem Werk ein Vierteljahrhundert lang die Treue gehalten. Dies alles hat sich gelohnt, und wir haben nun für einen so wichtigen Autor, wie Polybios es ist, ein umsichtig und liebevoll gearbeitetes Wörterbuch in der Hand. Heikel die Aufgabe wie bei nicht vielen anderen antiken Texten deshalb, weil die maßgeblichen Editionen schon länger zurückliegen (wie weit und wie also neben der Überlieferung die moderne Arbeit am Text im Lexikon zu berücksichtigen?), und deshalb vor allem, weil wir für die Bücher 6ff. lediglich Fragmente, Exzerpte und Paraphrasen besitzen, die den polybianischen Wortlaut mit einem, von uns im einzelnen schwer abzumessenden, Mehr oder Weniger wiedergeben (wie weit und wie also das Wortmaterial dieser Bücher aufzunehmen?). M. hat diese Schwierigkeiten mit einem zur Hauptsache richtigen Verfahren überwunden, wenn er auch vielleicht den in der lateinischen Lexikographie entwickelten Methoden (vgl. etwa Haffter, *Gnomon* 1942, 155ff.; Knoche, ebd. 1952, 331ff.) noch die eine oder andere Anregung hätte entnehmen können.

Ein Lexikon haben wir vor uns, keinen Index, ein Lexikon mit einer besonders weitgehenden semasiologischen, syntaktischen und sachlichen Differenzierung der einzelnen Wortartikel, ja nicht selten überwiegt der erklärende deutsche Text des Bearbeiters gegenüber dem ausgeschriebenen griechischen Text des Autors. Es ist hier, darf man sagen, ein Stück sprachlichen und gelegentlich auch realen Kommentars für Polybios geleistet oder, andererseits, es ähnelt ein Artikel wie *αὐτός* geradezu einer kleinen syntaktisch-stilistischen Abhandlung. Ob dieses an sich begrüßenswerte Streben nicht etwas zu weit ausgreift? So sind die Interpretamente in der Form deutscher Übersetzungen zahlreicher, als es eine auch eindringliche semasiologische Aufgliederung erheischt, oder dürfte es kaum Aufgabe eines Lexikons sein, für das Wort *βασιλεύς* zu vermerken, welcher von den hohen Herren der damaligen Welt, von Achaios bis Sophax, jedesmal, wo jenes Appellativ auftaucht, gemeint ist.

H. Haffter

Quintino Cataudella: La novella Greca. Prolegomeni e testi in traduzioni originali. Edizioni Scientifiche Italiane. Napoli o. J. 408 S.

Die übersetzten Texte stammen aus Homer (Meleager, Bellerophontes, Dios Apate, Ares und Aphrodite usw.), aus Herodot und anderen Historikern, wie Xenophon, Timaios und Phylarch, aus Parthenios, Plutarch, Antoninus Liberalis, Aelian, Aristainetos und aus der Äsopsammlung usw.; von den Römern sind Ovid, Petron und Apuleius besonders ausgiebig herangezogen.

Die 165 Seiten füllenden Prolegomeni geben einen annähernd erschöpfenden Überblick über das novellistische Gut in der griechisch-römischen Literatur mit reichlichen bibliographischen Nachweisen. Ausführlich werden besonders die Metamorphosen des Apuleius mit ihrer Vorgeschichte behandelt, in welcher C. den Milesiaca des Äristeides eine maßgebende Rolle zuweisen möchte. Zur selbständigen literarischen Gattung läßt er die Novelle bei den Griechen verhältnismäßig spät werden, und zwar durch Ablösung aus ursprüng-

licher mythologischer und historischer Verflechtung. Zu einem solchen Entwicklungsbild führt allerdings eine isolierende Interpretation des vorgelegten Materials, doch läßt diese die Vorgeschichte des reichen Erzählungsgutes außer acht, das die Griechen seit früher Zeit von ihren östlichen Nachbarn übernehmen. In welcher Form haben sie es vorgefunden? Schon in derjenigen literarischen Sammlungen, vielleicht sogar mit Rahmenerzählung? Hier ist der klassische Philologe auf die Zusammenarbeit mit dem Orientalisten angewiesen.

F. Wehrli

Sophie Trenkner: The greek novella in the classical period. University Press, Cambridge 1958.

Ziel dieses Buches ist eine Richtigstellung der als allgemein behandelten Auffassung, wonach die hellenistisch-römische Novelle als literarische Ausformung wesentlich altjoniischer Überlieferungen zu verstehen sei. Indem die Verfasserin das ganze Erzählungsgut nach einer realistisch-komischen und romantischen Richtung aufteilt, zeigt sie, wie groß der Anteil Attikas an beiden Spielformen sei. An einer ansehnlichen Reihe von Zeugnissen wird anschaulich, welcher Beliebtheit sich im gesellschaftlichen Leben Athens der Schwank erfreute, der dort wie anderswo sogar von berufsmäßigen Spaßmachern und Geschichtenerzählern gepflegt wurde. Überzeugend sind auch die Anregungen nachgewiesen, welche Theophrast für seine Charaktere der Menschendarstellung in volkstümlichen *γέλοια* verdankte. Als Element der alten und neuen Komödie sind diese unbestritten, dagegen scheint mir Euripides etwas zu nahe an unliterarische Traditionen herangerückt und damit in seiner geschichtlichen Bedeutung unterschätzt zu werden. Durch vielleicht nötige Einzelkorrekturen wird das uns vorgelegte Bild im Ganzen aber nicht wesentlich verändert. F. Wehrli

Piero Meloni: Il valore storico e le fonti del libro Macedonico di Appiano. Annuali delle Facoltà di lettere, filosofia e magistero dell'Università di Cagliari, vol. XXIII. Bressanone, Rom 1955. VIII, 225 S.

Aus dem makedonischen Buch der Römischen Geschichte Appians sind 20 kurze und längere Fragmente zur Hauptsache aus den konstantinischen Exzerptsammlungen, zum Teil aus Suidas überliefert, die sich genau zur Hälfte auf die Regierungen von Philipp V. und Perseus verteilen. In sehr ausführlicher Behandlung aller dieser Fragmente sucht Meloni zu beweisen, daß Angaben, die sich in der polybianisch-livianischen Überlieferung nicht zu finden oder von ihr abzuweichen scheinen, sachlich von Wert sind und auf eine besondere romfeindliche und ausgesprochen makedonenfreundliche Primärquelle zurückgehen. Leider muß ich das Ergebnis der langatmigen Auseinandersetzung völlig ablehnen. Meloni setzt sich erstens einfach darüber hinweg, daß Appian im Vorwort seines Werkes klar und deutlich selber sagt, daß sein Werk nur aus einer einzigen ihm vorliegenden Darstellung geschrieben ist und seine eigene Arbeit nur in der thematischen statt in der chronologischen Anordnung bestand, daß er also keine verschiedenen Quellen benutzt hat, und zum zweiten kranken alle Ausführungen daran, daß Meloni nicht wirklich berücksichtigt, daß wir einerseits ja nicht Appians Text selber besitzen, sondern nur späte, zu einem besonderen Zweck gemachte Exzerpte und andererseits auch Polybios' Darstellung ganz überwiegend nicht unmittelbar haben, sondern nur in der livianischen (und vereinzelt auch diodorischen) Bearbeitung, beide Seiten also nur in sekundärer Bearbeitung vergleichen können. Alles, was Meloni an sachlichen Abweichungen feststellen zu können glaubt, erklärt sich zwangsläufig daraus. Die andere betont antirömische und makedonenfreundliche Tendenz und Beurteilungsweise der Darstellung Appians ist allerdings sehr klar und natürlich bekannt, gehört aber deutlich einer sekundären Bearbeitung der von Polybios gegebenen Geschichtsdarstellung an. Es gibt gewichtige Argumente dafür, wie schon von mehreren Seiten ausgesprochen wurde, daß deren Autor Timagenes ist, an den Meloni nicht zu denken scheint. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß dieses Buch meines Erachtens ein Paradebeispiel dafür ist, wie man Quellenuntersuchung nicht treiben soll.

Ernst Meyer

John Day und Clinton Walker Keyes: Tax documents from Theadelphia. Papyri of the second century A.D. Columbia Papyri, Greek series V. Columbia University Press, New York 1956. XVIII, 342 S.

In diesem 5. Band der Papyri der Columbia Universität bringt J. Day eine Veröffentlichung zum Abschluß, die von C. W. Keyes vorbereitet und bei seinem Tode im Jahre 1943 bereits zu einem kleinen Teil geschrieben war. Es handelt sich um die Rückseiten der Papyri, deren Vorderseiten als Band 2 der Columbia-Papyri von Westermann und Keyes 1932 veröffentlicht waren, im ganzen 6 Rollen. Sie stammen aus dem Toparchiehauptort Theadelphia im Südwesten des Fayum und zeitlich aus der Regierung des Antonius Pius und in einem Fall anscheinend des Marc Aurel. Sehr eng mit diesen Papyri zusammenhängende Stücke gleicher Art, zum Teil sogar von derselben Hand geschrieben und in

einem Fall von derselben Papyrusrolle, befinden sich in anderen Sammlungen, vor allem in Berlin, und sind zur Hauptsache veröffentlicht. Inhaltlich handelt es sich bei diesen Stücken um private Aufzeichnungen aus dem Kreis der Steuerpächter und Sitologen mit verschiedenen Listen von Steuerpflichtigen mit Hunderten von Namen, Steuereingängen, Rückständen, Getreideausleihe und ähnlichem. Daß sich aus diesen Listen wertvolle Erkenntnisse hinsichtlich der Steuerverwaltung der römischen Kaiserzeit in Ägypten und in mancherlei sonstiger Hinsicht ergeben, muß kaum betont werden, auch dann, wenn die in diesen Papyri zur Sprache kommenden Dinge an sich bekannt sind. Die Behandlung und Erklärung dieser nicht leicht zu entziffernden und zu deutenden Listen, die alle nur Notizen in kürzester Form mit zahllosen Abkürzungen sind, ist von vorbildlicher, nicht mehr zu überbietender Gründlichkeit in jeder Beziehung. Am Schluß werden in vier Anhängen noch einige Spezialfragen behandelt, wie mehrere der in den Papyri genannten Steuern und die von den Schreibern angewandten Rechenmethoden vor allem in der Bruchrechnung. Daß genaue Indices den Band abschließen, ist selbstverständlich.

Ernst Meyer

Hatto H. Schmitt: Rom und Rhodos. Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte, 40. Heft. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1957. XV, 223 S.

In dieser erweiterten Münchener Preisaufgabe und Dissertation schildert der Verfasser die politischen Beziehungen zwischen Rom und Rhodos von ihrem Beginn bis ans Ende des Altertums, die sich als Thema einer Spezialarbeit deshalb besonders gut eignen, da sie sich einmal über Jahrhunderte erstrecken, historisch vielfach von größerer Bedeutung und vor allem beispielhaft für die allgemeinen Beziehungen zwischen Rom und Griechenland sind. Die Arbeit zeichnet sich durch ihre umfassende Quellen- und Literaturbenutzung und ihr überall sicheres und gesundes Urteil aus und gibt eine kenntnisreiche, verlässliche und solide Behandlung des gewählten, interessanten Themas. Besonders hingewiesen sei etwa auf das erste Kapitel, in dem es der Verfasser mit guter Argumentation sehr wahrscheinlich macht, daß die aus rhodischer Quelle stammende Angabe des Polybios, die den Beginn der Beziehungen zu Rom schon in die Zeit um 306 v. Chr. setzt, entgegen der heute herrschenden Meinung zutreffend und nicht fortzuinterpretieren ist. Wir kommen damit in die Jahre, in denen solche Beziehungen zwischen Rom und der hellenistischen Welt mehrfach sicher bezeugt sind. Sie betreffen zur Hauptsache die Bekämpfung des Seeräuberwesens, und das mag sehr wohl auch mit Schmitt der Anlaß zu diesen ersten rhodisch-römischen Beziehungen gewesen sein. Die besonnene Behandlung des Problems der Rechtsstellung von Karien und Lykien zu Rhodos nach dem Frieden von Apamea im 3. Kapitel ist ein anderer besonders hervorzuhebender Teil dieses sehr erfreulichen Buches.

Ernst Meyer

Michel Ruch: L'Hortensius de Cicéron, Histoire et reconstitution. Thèse complémentaire. Les Belles Lettres, Paris 1958. 186 p.

La restitution proposée par Plasberg en 1892 ne suffit plus aux exigences de la science moderne: reliant les fragments par un commentaire latin pour leur donner une unité, elle offre le défaut des reconstitutions qui ne sont pas fondées sur des certitudes: elles consomment la disparition de l'original en y substituant une représentation hasardeuse, sinon fausse. De plus, Plasberg ne replaçait pas l'*Hortensius* dans le cadre des traités cicéroniens, le privant ainsi d'un éclairage indispensable. M. Ruch fait table rase de toute adjonction postiche; il présente dans leur nudité les vestiges du texte, il l'établit, le traduit; il restitue le contexte. Afin d'accomplir cette tâche délicate, il s'appuie sur les autres dialogues, sur l'histoire de la pensée, sur les sources et sur les imitations. Placé à un tournant, l'*Hortensius*, qui illustre le conflit déjà classique entre la rhétorique et la philosophie, appartient au genre protreptique, et il est permis d'admettre comme hypothèse de départ qu'il en adopte les thèmes et les méthodes. Cela même, et des vides que rien ne saurait combler, laissent au reconstructeur d'intimidantes latitudes. Elles n'ont pas découragé M. Ruch. L'auteur «recrée» avec prudence et réserve l'ouvrage disparu, ou plutôt intentionnellement détruit au VIIe siècle, car l'*Hortensius* était une lecture dangereuse aux yeux de l'orthodoxie (nous ne sommes pas aussi sûr que M. Ruch que «le hasard n'aurait jamais pu si bien faire les choses», p. 57).

Suivant donc l'ordonnance du protreptique, l'auteur groupe citations et réminiscences en *prooemium*, comparaison entre activité intellectuelles, critique de la philosophie par Hortensius, défense de Cicéron, réplique d'Hortensius et réponse de Cicéron. Les thèmes identifiés sont bonheur, fausses richesses, origine du mal et remède (la philosophie). Malgré la subtilité de l'exégèse et l'abondance du commentaire, l'ensemble reste fragmentaire et, si M. Ruch a bien fait de ne rien forcer, nous estimons qu'une réduction sous forme de résumé-conclusion, eût éprouvé sa reconstruction tout en rendant service à l'historien. Nonobstant des citations et des références contestables quant à leur portée et à leur exacti-

tude (p. 121 – sur César – 131, 137, 141 ...), le livre de M. Ruch est une contribution de poids, puisqu'il dégage de la grisaille un moment capital de la pensée cicéronienne avec ses répercussions chez saint Augustin. Naturellement indispensable à l'étude des traités philosophiques, il sera désormais à utiliser dans l'établissement du texte du *De re publica* qui devra subir, grâce à M. Ruch, une ou deux amputations en faveur de l'*Hortensius*.

Des *indices* (fragments de Nonius, de saint Augustin, etc.), une bibliographie spéciale terminent ce volume bienvenu en ces temps de commémoration. J. Béranger

Milton Valente, S.J.: L'éthique stoïcienne chez Cicéron. Thèse de l'Université de Paris, Librairie Saint-Paul, Paris, et Livraria Selbach, Pôrto Alegre (Brésil) 1956. 433 p.

L'auteur étudie la morale stoïcienne d'après Cicéron : ce qu'il en a retenu, ce qu'il en a rejeté. Une confrontation avec les sources grecques permet le départ entre adjonctions, retranchements, modifications. La méthode, apparemment rigoureuse, l'est moins en réalité, puisque l'état de nos connaissances comporte trop de lacunes pour établir un bilan exact. M. Valente y remédie en groupant autour des grands thèmes stoïciens tout ce qui s'y rapporte, de manière à accumuler le plus de matériaux possible. Cela interdit une présentation des traités dans l'ordre chronologique, chacun d'eux étant considéré dans ses rapports avec tel ou tel sujet. Pratiquement le livre suit la marche inverse de la composition, progressant selon une échelle des valeurs, dont l'échelon supérieur est la vertu que Cicéron a le plus à cœur, la politique. La République et les Lois, pourtant antérieures de dix ans aux œuvres philosophiques, deviennent ainsi le terme de la pensée cicéronienne.

Dans ses exposés sous forme de dialogues, Cicéron ne prend pas parti ; il reste indépendant et personnel. Le stoïcisme qu'il met en scène pour les besoins de la cause, est un stoïcisme idéal, dressé en face des autres systèmes. La difficulté consiste à retrouver sous la terminologie latine, imprécise et fuyante, l'expression de l'original hellénique.

Au-delà des mots, l'étude de la doctrine montre la part considérable réservée à l'éthique dans la vie pratique et dans l'histoire romaine : Rome et ses héros réalisent les valeurs idéales que les philosophes grecs ont bien reconnues, mais laissées inexploitées dans les limites de l'abstraction. Jamais donc l'harmonie n'apparaît totale entre la doctrine du Portique et celle de Cicéron. La première embrasse l'univers, la seconde se restreint à la terre ; l'une est sublime, l'autre simplement humaine.

S'il présente la pensée et la personnalité sous un éclairage particulier et délibérément distinctes de l'expérience politique et quotidienne, ce livre, bien composé, apporte une contribution de valeur aux études cicéroniennes. J. Béranger

Der Briefwechsel des L. Munatius Plancus mit Cicero. Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel anlässlich der 2000-Jahr-Feier der Stadt Basel mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar herausgegeben von Gerold Walser. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1957. 207 S.

Als Nebenerscheinung des Basler Jubiläums und auch nur dadurch verständlich erscheint diese Zusammenstellung des Briefwechsels zwischen Cicero und Plancus aus den Jahren 44 und 43 v. Chr. mit dem lateinischen Text der Mendelssohnschen Ausgabe und der etwas modernisierten deutschen Übersetzung von Wieland-Gräter. Der Herausgeber steuert weiterhin eine Einleitung bei, die die Biographie des Plancus gibt, zu jedem Brief ferner eine besondere Einleitung, die über Situation und Inhalt berichtet, dazu am Schluß einige sprachliche und sachliche Erläuterungen zu den Briefen und ausreichende bibliographische Hinweise in Einleitung, Erläuterungen und am Schluß. Auf Einzelheiten einzugehen, zu denen wohl einiges zu sagen wäre, ist hier kein Raum. Warum der Brief ad fam. XIII 29 fortgelassen ist, sehe ich nicht ein. Er stammt zwar nicht aus der Zeit der Wirksamkeit des Plancus in Gallien, sondern aus früherer Zeit, ist aber doch für die Bestätigung der alten Familienbeziehungen zwischen Cicero und Plancus von Wert. Ernst Meyer

C. Sallusti Crispi Orationes et epistulae de historiarum libris excerptae a cura di V. Paladini. Adriatica Editrice, Bari 1956. 190 S.

Eine sauber und verständig gemachte Ausgabe mit italienischer Übersetzung, textkritischem Apparat und Kommentar für Schulen und Universitätsseminare. Die Texte werden angemessen in ihre geschichtliche Situation gestellt, manche sprachlichen und sachlichen Probleme gut behandelt. Nicht berücksichtigt ist die Frage, wie sich die erhaltenen Stücke in den Gang der Historien einfügten und welches Sallusts griechische Vorbilder waren. Mit Thukydides allein (der gelegentlich erwähnt wird) kommt man nicht aus. Die farben- und exkursreichen, betont philosophisch reflektierenden Historien des Poseidonios bleiben trotz allem im Spiele. Schade ist, daß der Verfasser immer noch an die Echtheit der Epistulae ad Caesarem glaubt. O. Gigon

Eduard Fraenkel: Horace. Clarendon Press, Oxford 1957.

«I assume that in approaching a real poet it should be our main concern to try to understand his poetry.» So lesen wir im Vorwort dieses dem Corpus Christi College Oxford zugeeigneten Horaz-Buches. Ja, wie sehr diese Worte gerade für Horaz Gültigkeit haben, dessen Kunst anspruchsvoll ist und dessen Gedichte vielleicht heute von festgefahrenen Auffassungen des Schulunterrichtes und der Forschung belastet sind, das zeigt uns Fraenkel mit jener Eindrücklichkeit, die seine interpretatorische Neigung und Fähigkeit im akademischen Unterricht auszeichnet. Und wenn dabei besonders intensiv auch auf die älteren Erklärer bis zurück zu den Humanisten gegriffen wird, so dürfen wir aus diesem Verfahren wohl etwas zur Charakterisierung des Buches gewinnen: an die besten Traditionen unserer Wissenschaft als der umfassenden Texterklärung schließt es an.

Besprochen wird, in ungefährer chronologischer Folge und doch mit der gebotenen Rücksicht auf das Ganze in jeder der vier Gedichtarten und im einzelnen Gedichtbuch, eine größere Zahl der Epoden, Satiren, Oden und Episteln. Mehrmals, vor allem bei den Epoden und Oden, finden wir Gruppen von motivisch verwandten Gedichten zusammengestellt, ein häufiges Hinüber und Herüber innerhalb des Gesamtwerkes und ein Vorwärts und Rückwärts im zeitlichen Ablauf weisen über das Einzelgedicht hinaus, und zu Beginn des Buches zeichnet die kritisch-erläuternde Besprechung der *vita Horati* des Sueton, unter Hinzunahme persönlicher Äußerungen in den Dichtungen selbst, den Rahmen, in dem der Verfasser die nachfolgenden Interpretationen gesehen wissen will.

Der Reichtum des Buches an neuen oder neu gesicherten alten Auffassungen von Gedichten oder Gedichtteilen (genannt sei als einziges Beispiel das *Carmen saeculare*) sowie an Erkenntnis von sachlichen und formalen Einzelheiten (der sorgfältig gearbeitete 'general index' S. 455ff. verdient eine Durchsicht, abgesehen vom Gebrauch im Einzelfall) kann hier nur angedeutet werden. Als einen wahrhaft unentbehrlichen Wegweiser haben wir den Fraenkelschen Horaz neben unsere Horaztexte und Horazkommentare zu stellen.

H. Haffter

Ovidius Naso, Die Fasten. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von *Franz Bömer*. Band I: Einleitung, Text und Übersetzung. 299 S. Band II: Kommentar 427 S. Verlag Carl Winter, Heidelberg 1957/58.

In der Einleitung kommen die Probleme der Entstehungszeit und Umarbeitung zur Behandlung, ferner die Stellung der Fasten in der Geschichte der Elegie, Ovids Quellenbenutzung, römische Kalenderfragen sowie die Textüberlieferung. Dem mit kritischem Apparat ausgestatteten lateinischen Text ist eine Übersetzung in Prosa beigegeben; der reiche, aber in knapper Form gehaltene Kommentar erläutert neben sprachlichen und stilistischen Erscheinungen vor allem die sagen- und kultgeschichtliche Überlieferung, die in den Fasten gestaltet ist. Der Wert dieses verdienstvollen Werkes wird noch erhöht durch die umfassende Berücksichtigung der modernen Literatur sowie durch den reichen Namen-, Wort- und Sachindex.

F. Wehrli

L. Iuni Moderati Columellae opera quae exstant recensuerunt Vilelmus Lundström et Åke Josephson. Fasc. V rei rusticae libros VIII et IX continens. Eranos' Förlag, Upsaliae 1955.

Mit dem vorliegenden Faszikel wird die von Lundström begonnene große kritische Ausgabe (1897–1940) des Columella fortgesetzt. Zu gleicher Zeit hat Josephson, der neue Herausgeber, in seiner Schrift 'Die Columella-Handschriften' (Uppsala Universitets Årsskrift 1955, 8; Uppsala/Wiesbaden) die Überlieferungsgeschichte umfassend dargestellt. Edition und Studie betreten weitgehend Neuland und verdienen ebenso sehr unseren Dank wie unsere lebhafte Anerkennung. Für alles Einzelne sei verwiesen auf die ausführliche Rezension von W. Richter, *Gnomon* 29 (1957) 347ff. (zu beiden Arbeiten; vgl. denselben Rezessenten, *Gnomon* 28 [1956] 44ff., zum heute einzig käuflichen vollständigen Columella-Text in The Loeb Classical Library). Daß die Studie über die Handschriften eine ganze Reihe von Feststellungen zur Sprache abwirft und diese in den Indices sorgfältig aufführt, versteht sich bei einem schwedischen Forscher und Schüler Svenssons von selbst; in die Einleitung eingefügt (S. 13–15) sind einige Andeutungen über den Prosarhythmus bei Columella und über den vom Verfasser geübten Verzicht auf die Verwendung der Klauseln als eines textkritischen Kriteriums.

H. Haffter

Nachschrift bei der Drucklegung: Im Juni dieses Jahres ist Dr. Åke Josephson, Privatdozent an der Universität Uppsala, im Alter von nur 39 Jahren gestorben. Damit ist die kritische Columella-Ausgabe von neuem verwaist.

H. H.

Gilbert Bagnani: Arbiter of Elegance. A Study of the Life and Works of C. Petronius. University of Toronto Press 1954. XI, 91 S.

Im ersten der drei in dem Bändchen enthaltenen Essais behandelt B. die viel erörterte Frage der Abfassungszeit des Satiricons. Mit Recht schließt er sich der Ansicht derer an, die Petronius für einen Zeitgenossen Lucans halten; aber sein Versuch, das Satiricon zu datieren (es soll aus Anlaß der Neronia des Jahres 60 zur Unterhaltung Neros und seiner *pauci familiares* verfaßt sein), beruht auf derart unsicheren und, wenn nicht geradezu unrichtigen, so zum mindesten unbeweisbaren Voraussetzungen, daß er niemanden überzeugen wird. Der zweite Essai (der offenbar den Plural *Works* im Untertitel von Bagnanis Büchlein zu rechtfertigen hat) erinnert leider stark an Léon Herrmanns Pseudokritik. Hatte Herrmann die Apocolocytosis für eine Schrift des Phaedrus erklärt, so möchte B. sie nun dem Petronius zuschreiben. Der dritte Essai bietet eine phantasievolle, buchstäblich aus dem Nichts konstruierte Schilderung von Petrons Leben und Bildungsgang – bunt und schillernd wie eine Seifenblase, aber auch ebenso nichtig und substanzlos. Die drei Essais leiden alle mehr oder weniger daran, daß die Grenzen zwischen den quellenmäßig belegten Tatsachen und den luftigen Hypothesen des Verfassers verwischt sind. B. scheint seine Absicht mehr auf eine feuilletonistisch flotte und geistreiche Darstellung gerichtet zu haben als auf Vertiefung in die schwierigen Probleme der Petronforschung; für die Wissenschaft ist das seichte Werklein ganz unergiebig.

Konrad Müller

Alf Önnerfors: Pliniana. In Plinii majoris naturalem historiam studia grammatica semanticica critica. Almqvist & Wiksell, Upsaliae 1956.

«La mode est à Pline l'Ancien», schreibt J. André in seiner Besprechung der vorliegenden Schrift (REL 34 [1956 bzw. 1957] 352). Und Plinius hat es nötig, daß man sich mit ihm beschäftigt, mit seinem Text, der uns noch nicht in einer modernen umfassend-kritischen Ausgabe greifbar ist, und mit seiner Sprache und seinem Stil, die wir noch nicht genügend kennen, was wir aber tun sollten, um die Latinität des ersten kaiserzeitlichen Jahrhunderts ganz zu verstehen; das einst von Norden (Die antike Kunstprosa I 318 A 1) mit Recht gelobte und neuerdings wieder im Buchhandel aufgetauchte Büchlein von J. Müller, Der Stil des älteren Plinius (1883; mit einem Kritisch-exegetischen Anhang) ist, auch nach dem guten Überblick von Kroll (RE 41. Halbbd. [1951] 436ff.), noch keineswegs veraltet. Wie sehr aber gerade bei der *Naturalis Historia* Textherstellung und Kenntnis der Sprache für uns eng verbunden sein müssen, hat kürzlich R. Hanslik in seinem Forschungsbericht bemerkt (Anzeiger für die Altertumswissenschaft 8 [1955] 195ff.). So kommt denn eine Arbeit wie die von Önnerfors, einem Schüler von Svensson, die die Bezeichnung 'critica' in ihrem Titel mitenthält, sehr willkommen. Die Kapitel, von denen ein jedes aus einem Mehr oder Minder von sinnvoll ausgewählten Einzelproblemen besteht, benennen sich wie folgt: I De stilo Pliniano (der kurze Abschnitt über den Klauselrhythmus S. 58–61 zeigt eine ähnliche Skepsis, wie sie wenig früher Josephson, Die Columella-Handschriften 1955, für Columella geäußert hat); II Semantica (hier geht die Behandlung mehrfach über den Rahmen der Nat. Hist. hinaus, um die ganze Latinität zu berühren, z. B. beim Verbum *quire*, dem eine kleine Monographie gewidmet ist); III Syntactica varia (von besonderem Interesse das zum Gebrauch des Partizipiums Gesagte); IV Critica (von der Textkritik wiederum auf Sprache und Metrik zurück weist die aufschlußreiche Erörterung des Typus *decoquereque*, d. h. die Abneigung, die Partikel *-que* an ein kurzes *-e* anzuschließen). Stilistische Unterschiede zwischen den früheren und den späteren Büchern des Werkes oder eine stilistische Entwicklung des Autors (zum Prinzipiellen vgl. Löfstedt, Syntactica II 275) finden wir bei Önnerfors nirgends festgestellt, und man wird die Chance für solche Beobachtungen bei Plinius für gering erachten, wenn sie auch, wie der Thesaurus ling. Lat. unter *haud* (2559, 8f.) vermuten läßt, nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Zu mannigfacher Belehrung hinzu nimmt der Leser interessiert die Mitteilung entgegen (S. 153 A 1), daß wir von Hanslik, bisher bekannt unter anderm durch editorische Tätigkeit im Wiener Corpus der Kirchenväter, in absehbarer Zeit eine neue Ausgabe der *Naturalis Historia* erwarten dürfen.

H. Haffter

P. Cornelii Taciti libri qui supersunt, post Halm-Andresen octavum ed. Ericus Koestermann. Tom. II fasc. 2: Germania, Agricola, Dialogus de oratoribus. Bibliotheca Script. Graec. et Rom. Teubneriana. Lipsiae 1957.

Text und Apparat lassen erkennen, daß der Herausgeber wiederum bemüht war, die Edition mit den Fortschritten der Forschung in Übereinstimmung zu halten. Prinzipiell hat sich hierin gegenüber der 7. Auflage nichts geändert. Was sich darüber hinaus neu darbietet, das sind die Erweiterungen im Beiwerk, so wie dies in den Teubnertexten der Nachkriegs-

jahre üblich geworden ist. Erwünscht der Index nominum; ob mit solcher Ausführlichkeit in den ausgeschriebenen Stellen und Umständlichkeit der Verweise, bleibt zu fragen. Zu begrüßen die nunmehr regelrechte Praefatio. Dasselbe mag gelten für die 13 Seiten umfassende bibliographische Übersicht über die Ausgaben und die Sekundärliteratur (beim Abschnitt 'Commentationes et dissertationes', wo die Literatur zur germanischen Frühgeschichte den sachlichen Rahmen einseitig ausdehnt, hätte sich vielleicht eine Aufteilung nach den drei Werken empfohlen). Bei all dem ist uns aber ein Wunsch noch nicht erfüllt, den schon ein Rezessor der 7. Auflage mit Recht vorbrachte: «den dringenden Wunsch ..., daß zum mindesten für alle direkten Zitate des Textes ... jeweils die Stelle nachgewiesen wird» (Güngerich, *Gnomon* 1951, 48). Schließlich: wer die Schicksale der *Bibliotheca Teubneriana* als ein Stück Geschichte unserer Wissenschaft ansieht, der wird über das doppelte Titelblatt nicht hinwegblättern ohne bemerkt und bedacht zu haben, daß die Verantwortung für die Textreihe nun nicht mehr beim Verlagshaus, sondern bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und ihren Organisationen liegt.

H. Haffter

Karl Büchner: Humanitas Romana, Studien über Werke und Wesen der Römer. Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1957. 356 S.

Der Haupttitel verrät die tiefere Absicht des Buches: Das Römertum soll nicht nur als Mittel formaler Bildung, sondern als geistige Welt erwiesen werden, die neben dem Griechentum besondere Prägung und eigenen Wert besitzt. Diesem gemeinsamen Ziel dienen die im vorliegenden Band zusammengestellten Vorträge, die Autoren der verschiedenen Epochen der lateinischen Literatur zum Thema haben: Naevius, Terenz, Lukrez, Catull, Horaz, Ovid, Tacitus. Teilweise ist dabei der Rahmen der Betrachtung sehr weit gespannt. So führt eine vergleichende Studie über die Darstellung der Pest von Thukydides und Lukrez zu Montaigne und Camus. Oft bildet die Auseinandersetzung mit älterer und neuerer philologischer Literatur den Ausgangspunkt der Behandlung, wobei das Eigene, das der Verfasser zu geben hat, nicht immer gleich wesentlich ist. Eine Sonderstellung, schon dem Umfang nach, nimmt der letzte Abschnitt ein, der in zusammenfassender Schau versucht, das Spezifische des Römertums zu begreifen. Besonders gelungen ist darin – auf den Spuren von Richard Heinze – eine Herausstellung der römischen Lebensbegriffe.

Das neue Buch Karl Büchners bildet seinem Inhalt nach eine willkommene Ergänzung und teilweise Vertiefung der unlängst bei Kröner erschienenen Literaturgeschichte desselben Verfassers. Die Art der Behandlung hält die wohl ausgewogene Mitte zwischen streng philologischer Herausarbeitung der Probleme und allgemein verständlicher Darstellung. Damit ist vor allen den Bedürfnissen des altsprachlichen Unterrichtes gedient, dessen Eigenart und Schwierigkeit ja gerade in dieser Mittelstellung liegt. Hier seinen Beitrag zu leisten, ist denn auch die Absicht des Verfassers der 'Humanitas Romana', der sein Buch dem humanistischen Gymnasium widmet.

Ernst Gegenschatz

Luigi Polacco: Il volto di Tiberio. Saggio di critica iconografica. Accademia Patavina di scienze, lettere e arti. «L'Erma» di Bretschneider, Rom 1955. XIII und 207 S., 42 Taf.

Das Buch ist kein Roman, wie der Titel vermuten lassen könnte, sondern eine auf selbständiger Forschung und sorgfältigster Arbeit beruhende Ikonographie des Tiberius. Nach einer einsichtsvollen «Premessa» über Grundsätze der Methode folgt als erstes Kapitel die Auswertung der literarischen Überlieferung über die äußere Erscheinung des Kaisers. Die Kritik wendet sich einseitig gegen Tacitus und übersieht, daß physiognomische Angaben auch sonst weitgehend durch das literarische Typenbild bestimmt werden (vgl. Couissin, REL 31 [1953] 234ff.). Als methodisch unbedingt richtig muß anerkannt werden, daß P. sich bemüht, den Quellenwert der Münzbildnisse auszuschöpfen, und es dabei nicht verschmäht, sich den Rat des Numismatikers Ulrich-Bansa zunutze zu machen. Dennoch erscheinen auf den Tafeln degenerierte Prägungen, deren Eliminierung zur Aufgabe gehört hätte. Die Arbeit, wie sie Alföldi für Cäsar geleistet hat (zuletzt Antike Kunst 2 [1959] H. 1) bleibt für Tiberius – und die meisten Kaiser des 1. Jahrhunderts – noch zu leisten übrig. So scheint dieses Fundament, auf dem die folgende Scheidung und Datierung der freiplastischen Bildnistypen weitgehend abgestützt werden, noch nicht tragfähig genug, und es ist fraglich, ob es im Falle des Tiberius die ihm zugesetzte Aufgabe überhaupt wird erfüllen können. Sechs Haupttypen und vier Varianten solcher sind es, auf die P. die ihm bekannten plastischen Porträts aufteilt. Denjenigen, die sich dieser Ordnung nicht fügen wollen, spricht er die Berechtigung, den Namen des Kaisers zu tragen, ab, in einigen Fällen evidentemal zu Unrecht (S. 181ff. z. B. Nr. 2 und 9). Erscheinungen, die das System zu stören drohen, werden als Kontaminationen verschiedener Typen erklärt. Nimmt man die vom Verfasser nicht beachteten Bildnisse hinzu, wie die wichtige Statue mit – zu großer!

— corona civica in Vaison (Espérandieu 3, 1748; Photo Marburg 44646–8), den vorzüglichen Kopf in Neapler Privatbesitz (Fuchs, Pantheon 20 [1937] 270ff.), den der Sammlung Fett in Oslo (Kunst og Kultur 36 [1953] 197) und andere mehr, so verfestigt sich der Eindruck, daß die Typisierung des Herrscherbildes hier noch nicht in so rigoroser Weise durchgeführt ist wie im 2. Jahrhundert, und die Porträts des Caligula, Nero und noch der Flavier bestätigen ihn. Daher röhrt die Unsicherheit in der Benennung vieler Kaiserköpfe des 1. Jahrhunderts, während im 2. Jahrhundert nur in Ausnahmefällen Zweifel möglich sind. Und diese Erscheinung muß ihrerseits mit der noch weiterwirkenden griechischen Auffassung über die Freiheit des Kopierens zusammenhängen.

H. Jucker

Giovanni Vitucci: Ricerche sulla praefectura urbi in età imperiale (sec. I–III). Bretschneider, Rom 1956. 124 S.

Die Schrift behandelt vor allem nach historischen Gesichtspunkten (im Gegensatz zu dem sonst neuesten, wesentlich rechtshistorischen Artikel von Sacher in der RE Bd. XXII Nachträge 2502ff.) die Stadtpräfektur Roms in der Kaiserzeit nach Entstehung, geschichtlicher Entwicklung, Stellung und Aufgabenkreis und gibt am Schluß ein neues Verzeichnis der bekannten praefecti urbi mit der nötigsten Literatur. In der Diskussion umstrittener Probleme ist V. wohl mehrfach unklar und wenig überzeugend, wie er sich z. B. besonders anzuerkennen sträubt, daß es im 1. Jahrhundert n. Chr. normal nur 3 cohortes urbanae gab und diese zudem im 1. und 2. Jahrhundert nur 500 Mann stark waren (dazu zuletzt Durry, RE XXII 1613f.), und dafür die offensichtlich anachronistische und nur für seine eigene Zeit geltende Angabe bei Dio Cassius (55, 24, 6), es habe 4 cohortes urbanae zu je 1500 Mann gegeben, zu retten sucht.

Ernst Meyer

Eusebius Werke, 7. Band: Die Chronik des Hieronymus. Herausgegeben und in 2. Auflage bearbeitet im Auftrage der Kommission für spätantike Religionsgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Rudolf Helm. Akademie-Verlag, Berlin 1956. 455 S.

Die Gesamtausgabe des Eusebius, in welche die Neuauflage von R. Helms Chronik des Hieronymus von der Berliner Akademie einbezogen worden ist, bildet einen Teil ihrer monumentalen Sammlung der griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte (vgl. Mus. Helv. 11 [1954] 199f.).

Die beiden Bände der ersten Auflage des Hieronymus sind jetzt in einem einzigen zusammengefaßt, und die Wiedergabe des handschriftlichen Manuskripts ist dabei durch Drucktypen ersetzt worden, was erlaubt hat, den kritischen Apparat unmittelbar unter den lateinischen Text zu setzen. Eine neue Numerierung von Seiten und Zeilen gegenüber der ersten Auflage konnte dabei erfreulicherweise vermieden werden. Inhaltlich weisen Text, Apparat und Register nur geringfügige Neuerungen auf, dagegen hat die Überarbeitung der Einleitung zu einer Kürzung geführt.

F. Wehrli

A. E. Wilhelm-Hooijbergh, Peccatum, sin and guilt in ancient Rome. Verlag J. B. Wolters, Groningen 1954. 125 S.

Die unter der Leitung von H. Wagenvoort entstandene Arbeit will den spezifischen Sinn von *peccatum* und verwandten Begriffen (*culpa*, *error* u. dgl.) herausarbeiten und hat zu diesem Zweck ein umfangreiches Stellenmaterial zusammengetragen. Leider fehlt etwas eine klare Einsicht in die drei Prinzipien, die allein eine solche Begriffsuntersuchung förderlich machen können: 1. Die saubere Umschreibung der gemeinten Sache. Gerade im Begriffsfeld Sünde-Schuld-Schuldbekenntnis usw. ist eine solche Präzision doppelt notwendig: wenn diese fehlt und es sich überdies herausstellt, daß die Bedeutung der Begriffe im Holländischen, Englischen, Französischen und Deutschen (um nur die von der Verfasserin berücksichtigten Sprachen zu nennen) keineswegs dieselbe ist, so ergibt sich eine lästige Verwirrung. 2. Die Beachtung der Chronologie. Es geht nicht an, Plautus, Cicero und Ovid, Cato Censorius und Juvenal einfach nebeneinander zu stellen. 3. Bei den meisten, ja bei allen derartigen Begriffen im Latein ist das griechische Element von vornherein mitbeteiligt. Eine Schicht des Latein, die von griechischen Einflüssen frei wäre, ist mit unsern Mitteln überhaupt nicht zu fassen. Dementsprechend kann eine solche Untersuchung mit Erfolg gar nicht geführt werden, wenn nicht zuvor klar ist, mit welcher Skala griechischer Begriffe faktisch oder möglicherweise im Hintergrund gerechnet werden muß. Mit gelegentlichen Hinweisen auf griechische Worte ist es nicht getan.

Ganz allgemein wird sich die Frage stellen, ob nicht Begriffsuntersuchungen bei solchen Wörtern von problematischem Werte sind, wo man von vornherein mit einer großen, nuancenreichen und diffusen Bedeutungsbreite rechnen muß. Bei dieser Arbeit liegt die Frage nahe,

zumal da die Verfasserin das interessanteste Problem, das Eindringen der christlichen Kategorien, zu wenig herausgearbeitet hat. Als Materialsammlung hat das Buch indessen seinen Nutzen.

O. Gigon

Herbert Holtorf: *Grundzüge der römischen Metrik*. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a.M./Berlin/Bonn 1956. 69 S.

Diese Einführung, in der schon eine flüchtige Benutzung da und dort und nochmals dort auf Unrichtiges, Mißverständliches und Widersprüchliches in Inhalt und Darstellung stößt, genügt nicht nur keineswegs den Ansprüchen, die das Vorwort und die gelegentlichen (zum Teil nicht recht passenden) gelehrten Exkurse zu erkennen geben, sondern hätte überhaupt nie gedruckt werden dürfen. Schade, denn für den gymnasialen Unterricht mag ein Abriß der römischen Metrik, kürzer als die treffliche Darstellung von Crusius-Rubenbauer, erwünscht sein, und das in dem vorliegenden Heft zutage tretende Bestreben, mit der metrischen Kunst der Dichter zugleich auch andere Formelemente zu würdigen, hätte bei sinnvoller Durchführung des Ganzen auch über das Gymnasium hinaus Interesse finden können.

H. Haffter

Michel Burger: *Recherches sur la structure et l'origine des vers romans*. Librairie E. Droz, Genève und Librairie Minard, Paris 1957. 188 S.

Das Buch ist ein bemerkenswerter Beitrag zur Geschichte der Entstehung der romanischen Versmaße aus den lateinischen und damit zur Frage nach dem Verhältnis der vulgärsprachlichen Dichtung zur römischen und mittellateinischen. Im 1. Teil werden die wichtigsten romanischen Versmaße des Mittelalters beschrieben, im 2. Teil der Wandel vom quantifizierenden zum akzentuierenden Vers dargestellt. Diesen sieht der Verfasser als natürliche Folge des Sprachwandels sich allmählich vollziehen. Die romanischen Metren sind gewachsen, nicht entlehnt (dies gegen Spanke u. a.). Nach dem Vorbild der historischen Grammatik und der gattungsgeschichtlichen Methode Jeanroys schließt er aus dem Vergleich aller romanischen Literaturen des Mittelalters auf gemeinromanische Formen (dies gegen Ph. A. Becker), die sich schon in vorkarolingischer Zeit herausgebildet hatten, in der nicht erhaltenen Volksdichtung weiterlebten und Ende des 11. Jahrhunderts von der neu erblühenen Epik und Lyrik übernommen wurden. Die Fülle des verarbeiteten Stoffes und dessen sorgfältige kritische Wertung geben den Argumenten Gewicht. Die Thesen werden ohne Überspitzung klar herausgestellt.

S. Heinimann

Mitteilungen

Bei der Redaktion eingegangene Rezensionsexemplare

- Oscar Landau, *Mykenisch-griechische Personennamen* (Studia Graeca et Latina Gothoburgensia VII). Almqvist & Wiksell, Stockholm 1958. 305 S.
- R. A. Gauthier et J. Y. Jolif, *Aristote, L'Ethique à Nicomache*. Tome I: Introduction et traduction. Publ. Universitaires de Louvain 1958, 323 S.
- Ingemar Düring, *Aristotle in the ancient biographical tradition* (Studia Graeca et Latina Gothoburgensia V). Almqvist & Wiksell, Stockholm 1958. 490 S.
- Fritz Wehrli, *Die Schule des Aristoteles IX, Phainias von Eresos, Chamaileon, Praxiphanes*. B. Schwabe, Basel 1957. 115 S.
- Gabriele Giannantoni, *I Cirenaici*. Sansoni, Firenze 1958, 520 S.
- Jean Hubaux, *Rome et Véies, recherches sur la chronologie légendaire au moyen âge romain* (Bibl. Fac. Phil. et Lettres Univ. Liége Fasc. 145). Belles Lettres, Paris 1958, 406 S.
- Piero Meloni, *L'amministrazione della Sardegna da Augusto all'invasione Vandalica*. L'Erma di Bretschneider, Roma 1958. 314 S.
- Harald Hagendahl, *Latin fathers and the classics* (Studia Graeca et Latina Gothoburgensia VI), Almqvist & Wiksell, Stockholm 1958. 424 S.
- Festschrift Ernst Kapp zum 70. Geburtstag*. M. v. Schröder-Verlag, Hamburg 1958. 144 S.